

Und was machst du so?

Über Stipendien, Berufseinstiege und biographische Übergänge – Interview mit Dr. Tobias Lasner



Dr. Tobias Lasner (32) studierte an der Philipps-Universität in Marburg Soziologie, Geschichte und Literatur (M.A.) und arbeitet zurzeit als Wissenschaftler am Johann Heinrich von Thünen-Institut sowie als freier Autor in Hamburg. Außerdem ist Tobias Alumnus der Heinrich-Böll-Stiftung und wir freuen uns, dass er uns und euch an seinem Werdegang mit all seinen Höhen und Tiefen als Soziologieabsolvent und -promovend teilhaben lässt. Im November 2013 erschien seine innovationstheoretische Studie „Ecopreneurship in der Aquakultur - Zur Übernahme umweltgerechter Innovationen“ im oekom verlag.

95

SOZIOLOGIEMAGAZIN: *Zunächst mal würde uns dein beruflicher Werdegang mit allen Facetten, Höhen und Tiefen, Chancen und Hemmnissen interessieren.*

TOBIAS: 2006 machte ich meinen Abschluss (Magister Artium) an der Philipps-Universität in Marburg. In meiner Magisterarbeit untersuchte ich die soziale Lage von Fluss- und Seenfischer_innen in Deutschland. Eigentlich hatte ich mich mit meinem Studium sehr weit von meiner sozialen Herkunft, meinen Wurzeln entfernt, denn ich stamme aus einer traditionsreichen norddeutschen Seenfischerfamilie. Diese Distanz war beabsichtigt. Sie führte jedoch unbeabsichtigt dazu,

dass ich aus der lebensräumlichen Ferne meines Studiums in Hessen mich wieder mehr und mehr mit der Fischerei und dem ländlichen Raum auseinandersetzte, nun auch soziologisch. Meine Abschlussarbeit war schließlich der Versuch, meine akademische Vita mit der meines Elternhauses wieder zusammenzuführen.

Auch hatte ich erst einmal genug von der akademischen Schreibtischarbeit, sodass ich beschloss, nach dem Studium eine zweijährige Ausbildung zum Fischwirt zu absolvieren. Meine Magisterarbeit war dazu der textgewordene Brückenschlag. Neben begeistertem Zuspruch hörte ich in meinem Umfeld auch Stimmen der Warnung: „So eine Ausbildung verbaut dir

eine Rückkehr zu einem akademischen Broterwerb, überhaupt sollte jetzt das Geldverdienen an erster Stelle stehen und nicht so eine Art Selbstverwirklichung.“ Das Gegenteil traf (glücklicherweise) später ein. Doch zunächst durchlief ich nach meiner Ausbildung den Absolvent_innen der Kultur- und Geisteswissenschaften bekannten und frustrierenden Parcours der Stellensuche.

Wo sollte ein Soziologe, der die zwei vergangenen Jahre am großen Plöner See Fische gefangen hatte, statt sich im Auffangbecken der Marktforschung beruflich zu etablieren, hin?

Dank des Hinweises eines guten Freundes sah ich nach etlichen Bewerbungen und Absagen endlich eine reelle Chance: Die Universität Kassel suchte einen Mitarbeiter zur Erforschung des Marktes für Bio-Fisch. So kam ich an meine Promotionsstelle an der agrarwissenschaftlichen Fakultät der Uni Kassel in Witzenhausen, promovierte nach Ablauf des Projektes später mithilfe eines Stipendiums weiter und fand 2013 sehr schnell eine Anstellung am Thünen-Institut in Hamburg. Seither widme ich mich hier freudig der Erforschung von sozial- und wirtschaftswissenschaftlichen Fragen im Bereich Aquakultur (Fischzucht) und Fischerei. Im Nachhinein wirkt mei-

ne Aufzählung lebensläufiger Stationen recht geplant. Es zeigt sich auch hier der Gestalterschließungszwang, dem jede Erzählung unterliegt. Davon sollte sich aber niemand täuschen lassen. Tatsächlich ist das Leben ja viel unbeständiger, von Unsicherheiten und unlogischen Entscheidungen geprägt, denen nur im Nachhinein ein stringenter Sinn zugestanden werden

kann. Das einzig wirklich Stringente an meinen beruflichen Entscheidungen war, dass ich stets auf meine innere Stimme gehört habe.

Eben hast du ja dein Stipendium erwähnt. Wir hatten

dazu mal einen Blogbeitrag, der auf reges Interesse gestoßen ist. Wie bist du denn damals zu deinem Promotionsstipendium gekommen?

Lange Zeit war mir die Existenz von Förderwerken und Stipendien in Deutschland unbekannt. Selbst nach der Wahrnehmung solcher Institutionen wirkte allein der Terminus „Begabtenförderung“ eher abschreckend, da die Konnotation „elitär“ mitschwang. Eine Zuschreibung, mit der ich mich so gar nicht identifizieren konnte. Jedoch hatte meine damalige Freundin und jetzige Frau sich nie von solcherlei Zuschreibungen

Im Nachhinein wirkt meine Aufzählung lebensläufiger Stationen recht geplant. Es zeigt sich auch hier der Gestalterschließungszwang, dem jede Erzählung unterliegt.

beeindrucken lassen. Sie bewarb sich als Ethnologin erfolgreich um ein Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung. Ich hatte den Präzedenzfall des Möglichwerdens also in meiner unmittelbaren Nähe. Dies war eine nicht zu unterschätzende Quelle für das eigene Selbstwertgefühl. Neben den formalen Kriterien, die erfüllt sein mussten (guter Abschluss, Vorarbeiten zur Promotion, Ausarbeiten eines Exposés etc.), war es vor allem der Glaube an das eigene Forschungsprojekt, der mich für die einzelnen Auswahlstapen stärkte: Annahme der schriftlichen Bewerbung und des Exposés, zwei Monate später dann die Einladung zum Gespräch mit einem Vertrauensdozenten nach Stuttgart, anschließend die Einladung zum eintägigen Auswahlworkshop (einer Art grünes Assessment-Center) nach Berlin. Für alle Etappen habe ich mir noch einmal klar gemacht, wer ich bin, woher ich komme, was ich kann, was ich (forschungstechnisch) erreichen will und warum ich das Stipendium möchte. Kurz: Die reflektierte Auseinandersetzung mit mir selbst war meine wesentliche Vorbereitung und half mir wohl, überzeugend in diesen „Prüfungssituationen“ aufzutreten. Auch wenn es plakativ klingt: Seine eigene Rolle ausfüllen und keine andere annehmen, von der man glaubt, sie wäre anschlussfähiger, ist hier meines Erachtens sehr wichtig. Welche Kriterien die Entscheidung der Auswahlkommission am stärksten beeinflussten, ist schwer zu sagen. Sicherlich

spielte das Exposé eine tragende Rolle, flankiert mit dem Wunsch der Stiftung, Promovierende aus nicht-akademischen Familien stärker zu fördern, meinem sozialen Engagement (damals bei der Initiative ArbeiterKind.de) und meiner Offenheit gegenüber dem politisch grünen Profil der Stiftung.

Neben der finanziellen Unterstützung bieten Förderwerke ja auch eine sogenannte ideelle Förderung an. Was können sich unsere Leser_innen darunter genau vorstellen? Welche Erfahrungen hast du da gemacht?

„Ideelle Förderung“ klingt ein bisschen nach sozialistischem Unterricht über den Klassenfeind. Tatsächlich verbirgt sich das Nächstliegende dahinter: Menschen, die ähnliche Wirklichkeiten miteinander teilen, werden durch das Stipendium zusammengeführt und treten miteinander in Kontakt. Es werden gemeinsam Seminare zu ganz unterschiedlichen Themen (beispielsweise zu Menschenrechten) besucht und es wird viel politisch diskutiert. Daneben finden sich im jährlichen Veranstaltungsprogramm der Heinrich-Böll-Stiftung verschiedene Formate wie ein Lesekreis (natürlich zu Heinrich Böll), Vorlesungen zum Nahostkonflikt, Workshops zur sozialen Ungleichheit und vieles mehr. Der Besuch dieser Veranstaltungen ist freiwillig. Zudem gibt es eine ganze Reihe von Arbeitsgruppen (AG), die inhaltlich allein von und für

die Stipendiat_innen organisiert werden. In größeren Universitätsstädten gibt es dann noch einen regelmäßigen Stammtisch der Stipendiat_innen. Auf all diesen Veranstaltungen trifft man, wie gesagt, Menschen, vorwiegend im selben Alter und vorwiegend solche, mit denen man sich gut versteht.

Ich empfand jedes Zusammentreffen, jede Reise dahin als extrem bereichernd, da ich neue Menschen und ihre Lebensperspektiven kennenlernte, mich mit Themen beschäftigen konnte, die von meiner Promotion weit entfernt waren. Nicht zuletzt hat es auch riesigen Spaß gemacht, diesen Leuten zu begegnen und sich ungezwungen auszutauschen.

Gerade Promotionsstipendiat_innen fühlen sich manchmal als Doktorand_innen zweiter Klasse, weil ihnen die Anbindung an den Lehrstuhl fehlt. Wie war das für dich?

Ja, das stimmt. Es ist extrem abhängig von dem/der ersten Betreuer_in, ob der/die stipendiengeförderte Doktorand_in an den eigenen Lehrstuhl angebunden wird. Obwohl er/sie im Studienwerk selbst Teil des Stiftungsnetzwerkes ist, sind die am Lehrstuhl fließenden Informationen für die eigene Arbeit wichtiger (Ausschreibungen für Konferenzbeiträge, neue methodische Entwicklungen, inhaltlich relevante Wissenschaftsartikel). Mein Fall war durch die vorherige Anstellung an meinem Institut und einen verständ-

nisvollen Doktorvater in dieser Hinsicht glücklich: Auch nach dem Ende meines Arbeitsvertrages und dem Beginn des Stipendiums durfte ich die Infrastruktur des Lehrstuhls (Bibliothek, eigenes Büro, Teamsitzungen etc.) weiterhin nutzen. Andererseits bot mir das Stipendium große Freiräume hinsichtlich der Arbeitszeiten und der Option, auch mal am häuslichen Schreibtisch arbeiten zu können oder einen spannenden Artikel im Café zu lesen. Diese Kombination aus Freiheit und institutioneller Anbindung an einen Lehrstuhl empfand ich ideal für meine Promotion.

Hast du deine Promotion eigentlich innerhalb der Förderzeit abschließen können?

Meine Promotion, die ja aus der Anfertigung der Dissertation, der mündlichen Prüfung und der Veröffentlichung der Arbeit besteht, konnte ich während der Förderung abschließen. Mein Stipendium endete mit meiner Disputation im April 2013. Ich kam mit den drei Jahren Förderung gut zurecht, auch weil ich bereits einige Monate Vorarbeit geleistet hatte. Es hängt aber sehr vom eigenen Fachgebiet ab. Drei Jahre Förderung können für einen Historiker zu kurz und für eine Biologin gerade richtig sein. Das meine Dissertation dann erst im November 2013 veröffentlicht wurde, hängt mit der Publikation als Monografie zusammen, die noch einmal Extrazeit in Anspruch nimmt.

Gerade bei politischen Stiftungen besteht ja die Gefahr, dass man zu sehr mit der jeweiligen Partei identifiziert wird. Hast du damit irgendwann mal negative Erfahrungen gemacht?

Nein, das sehe ich nicht so. Klar, eine politische Stiftung steht einer Partei nahe. Diese stellt ursprünglich sogar die Existenzberechtigung der Stiftung dar. Die Stiftung ist aber nicht die Partei. Zwar gibt es Überschneidun-

gen in den gemeinsamen Werten. Vielmehr jedoch verfolgt die Stiftung auch eigene Ziele und tritt unter Umständen als

Kritikerin der jeweiligen Partei bzw. des aktuellen Parteiprogrammes auf. Von Außenstehenden in eine „grüne“ Kategorie eingeordnet zu werden, passiert natürlich genauso schnell wie bei allen anderen Zuschreibungen auch. So funktioniert die Reduktion von Komplexität im Alltag. Das empfinde ich in diesem Fall aber nicht als schlimm. Mir macht es vielmehr Spaß, zugeschriebene Rollen aufzubrechen und Rollenerwartungen gezielt zu enttuschen. Nur durch Irritation wird das Fragile (und Wertvolle) unserer gesellschaftlichen Ordnung kurz sichtbar.

Würdest du sagen, dass sich das Stipendium positiv auf deine Berufseinstiegchancen auswirkte?

Ich würde sagen, dass sich mein Stipendium positiv auf meinen Berufseinstieg ausgewirkt hat.

Werden die oben genannten Auswahlkriterien für ein Stipendium berücksichtigt, dann ist klar, es erfordert einige Mühe, sich hierfür zu bewerben. Im Falle einer Förderung kann es durchaus als Auszeichnung für die eigene (Studien-) Leistung begriffen werden und bei politischen Stiftungen auch als Belohnung für das bisherige gesellschaftliche Engagement. Mein jetziger Arbeitgeber sah es zudem als erfolgreiche Einwerbung

von Drittmitteln für die eigene Forschung. Das ist auch eine Perspektive. Insofern: Ein lautes „Ja“ – ich würde sagen, dass sich mein Stipen-

dium positiv auf meinen Berufseinstieg ausgewirkt hat.

Auf der Habenseite dieser Förderwerke steht neben der finanziellen Unterstützung auch das Netzwerk, dass man sich durch die anderen Stipendiat_innen aufbauen kann. Hast du davon schon in irgendeiner Art und Weise beruflich profitiert oder gab es sonstige Effekte, die du für deinen Berufseinstieg produktiv nutzen konntest?

Nein, bisher nur indirekt, indem ich mir Bekannte untereinander in Kontakt brachte. Daraus hat sich die ein oder andere gute Zusammenarbeit für die Betroffenen ergeben.

Aber dennoch: Stipendien gleichen ein

kleines Stück soziale Ungleichheit im Bildungssektor aus und sind damit funktionsgleich mit dem BAföG für Studierende zu sehen. Dabei sind Stipendien auf einen wesentlich kleineren Teil der Studierenden ausgerichtet, was sie wiederum elitär werden lässt und ihren paritätischen Beitrag schmälert. Nichtsdestotrotz helfen sie, soziale Mobilität nach oben zu stimulieren – und das in einer Gesellschaft, die zunehmend ehemals seichte Unterschiede zwischen sozialen Milieus in härtere Klassengrenzen (rück-)transformiert. Ohne das Stipendium hätte ich es sicherlich weitaus schwerer gehabt, meine Promotion abzuschließen.

Siehst du eigentlich Geistes- und Sozialwissenschaftler_innen angemessen repräsentiert in den Förderwerken?

Seit einigen Jahren fährt unsere Bundesregierung einen Kurs in der Bildungsförderung, der recht planlos erscheint. Einerseits werden Konzepte aus dem angelsächsischen Raum scheinbar unbedacht übernommen (Exzellenzinitiative, Deutschlandstipendium, Studiengebühren), andererseits werden alte Strukturen, die zu diesen Konzepten im Widerspruch stehen, nicht angepasst. Der wachsenden Zahl an Promovierenden stehen relativ wenige Finanzierungswe-

ge, und hier auch Stipendien, gegenüber. Das ist natürlich nur dann ein Problem, wenn es tatsächlich gewollt ist, mehr Doktor_innen auszubilden. Davon abgesehen sind in allen politischen Stiftungen Geistes- und Sozialwissenschaftler_innen gut repräsentiert, naturwissenschaftliche Kandidat_innen eher nicht. Das liegt ein bisschen in der Natur des Politischen, mit dem sich Gesellschaftswissenschaftler_innen auch als Forschungsgegenstand oft auseinandersetzen. Naturwissenschaftler_innen

haben vielleicht seltener ein politisch aufgeladenes Thema, aber meines Erachtens grundsätzlich eine größere Bandbreite an nicht-politischen Stiftungen (bspw. „Bayer Fellowship Program“), bei denen sie sich mit ihrer Qualifikation bewerben können.

Und zum Schluss: Welche Tipps kannst du unseren Leser_innen geben? Worauf sollte man in seiner Bewerbung auf ein Stipendium besonderen Wert legen?

Das eigene Thema sollte wissenschaftlich gut durchdacht sein. Gleichzeitig sollte gezeigt werden, dass man selbst die Kompetenz besitzt, das gewählte Thema erschöpfend bearbeiten zu können. Auch nicht schlecht ist es, die gesellschaftliche Relevanz des Themas herauszuarbeiten. Dies ist aber natürlich nicht immer und

Das eigene Thema sollte wissenschaftlich gut durchdacht sein.

in jedem Fach möglich. Auch sollte die Bewerberin in der Lage sein, Fachfremden ihr Projekt verständlich zu erläutern. Bei Bewerbungen um ein Promotionsstipendium zählt das wissenschaftliche Projekt viel. Dennoch spielen auch persönliche Fragen eine Rolle: Würde ich mich in der Stiftung wohl fühlen? Passe ich in das Profil der Stiftung? Bei einer politischen Stiftung wäre es auch nicht schlecht, politisch interessiert zu sein. Nicht falsch verstehen: Man muss kein_e eingefleischte_r „Grüne_r“ sein, um in der Heinrich-Böll-Stiftung Fuß zu fassen. War ich auch nicht. Trau' dich, dich in den Gesprächen nicht zu verbiegen, gebe Schwächen zu, diskutiere kontrovers, wenn du es ehrlich meinst. Nochmal: Aus meiner Sicht ist die Reflexion des eigenen Forschungsprojektes, der eigenen Vita und der eigenen Argumente die beste Vorbereitung für die Bewerbungsgespräche.

Wir bedanken uns für die Zeit, die du dir genommen hast, und wünschen dir weiterhin alles Gute.

Das Interview wurde geführt von **Anett Ring** und **Eva-Maria Bub**, Mitglieder der Soziologiemagazin-Redaktion.

Seid ihr ebenfalls Absolvent_innen der Sozialwissenschaften?

Dann würden wir uns freuen, wenn ihr uns und unseren Leser_innen euren gewöhnlichen oder ungewöhnlichen Einstieg ins Berufsleben vorstellen möchtet. Meldet euch bei Anett und Eva-Maria:
interview@soziologiemagazin.de

101

ANZEIGE

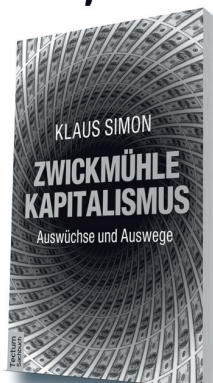
Ungerechtigkeit hat einen Namen: Hartz IV



Ein Streifzug durch das bürokratische Absurdistan: Tobias Prüwer und Franziska Reif berichten von unfassbaren und unwürdigen Vorkommnissen, die das radikale Regierungsprogramm Hartz IV als Komplex mit eigener Logik sichtbar machen.

ca. 200 Seiten, Klappenbroschur,
17,95 €
ISBN 978-3-8288-3282-4
Lieferbar ab 4. 2014

Kapitalismus am Ende. Was jetzt?



Spätestens seit der aktuellen Finanzkrise spüren wir es alle: Mit diesem System stimmt etwas nicht. Anhand klarer Zahlen und verblüffender Fakten zeigt Klaus Simon, wie der globale Finanzmarkt-Kapitalismus abläuft – und warum er auf Dauer nicht funktioniert.

268 Seiten, Klappenbroschur,
17,95 €
ISBN 978-3-8288-3257-2

**Tectum
Verlag**